

## **Übersetzung: Nataliya Yashchyk, Jochen Hellbeck**

Gespräch mit Maria Iwanowna Gaiworonskaja, Assistentin des Lehrstuhls für anorganische Chemie des Industrie-Instituts in Stalino

23.02.1944

Stalino.<sup>1</sup> Industrie-Institut

Das Gespräch wurde von [Berta] Lichter durchgeführt und von [Anastassija] Schamschina stenografiert.

Ich wurde 1915 geboren. 1939 habe ich die Universität Woronesch abgeschlossen. Mein Vater war Handwerker, Schneider von Beruf. Ich wurde in Buturlinovka unweit von Woronesch geboren. Nachdem mein Vater 1929 starb, zogen wir nach Woronesch, wo ich studierte. Als ich im zweiten Studienjahr war, starb auch meine Mutter. Ich hatte nur noch meine Brüder, die auch studierten. Im Jahr 1939 schloss ich mein Studium ab, heiratete und begann hier am Lehrstuhl zu arbeiten.

Mein Mann war Doktorand und arbeitete im Institut als Assistent. Ich arbeitete in einer Forschungsgruppe unter der Leitung von Professor Iwanow. Während der deutschen Besatzung betätigte Iwanow sich aktiv in der Redaktion der Zeitung *Donezkij Vestnik* („Donezker Informationsblatt“). Vor der Besatzung arbeitete ich mit ihm zwei Jahre zusammen. Er will es allen gut machen, meinen Mann und mich hat er gut behandelt. Als ich vor der Besatzung in Schwierigkeiten war und mich an ihn wandte, da sagte er: „Ich kann Ihnen leider nicht helfen. Da Ihr Kind an Krupphusten leidet, ist es am besten, wenn Sie bei Ihren Verwandten zu bleiben. Wenn man mir keinen geheizten Abteilplatz im Zug zur Verfügung stellt, werde ich die Stadt nicht verlassen.“

Mein Mann wurde zur Armee eingezogen, meine beiden Brüder kamen ums Leben. Mein Mann war zunächst in Tschugujew, dann in Taschkent. Wir haben den Kontakt zu ihm verloren. Erst kürzlich habe ich erfahren, dass er erst in eine Panzerschule in Taschkent besuchte und von dort nach Nischni Tagil kam. Für seinen Kampfeinsatz wurde er mit dem Orden des Roten Sterns ausgezeichnet. Am 21. Juli 1943 ist er in der Schlacht von Belgorod gefallen.

*Ich kam nach Hause und begann so zu weinen, als ob ich mich von meinem Leben verabschieden würde*

Ich wollte vor der Evakuierung meine Brüder besuchen. Ich hatte keine Verwandten mehr. Der behinderte Vater und die alte Mutter von meinem Mann waren noch am Leben. Die Schwester meines Mannes wurde zum Ausheben von Schützengräben eingezogen. Als die Evakuierung begann, kehrte sie nach Hause zurück, doch folgten die deutschen Truppen ihr schon auf dem Fuß. Die Straßenbahnen fuhren schon nicht mehr. Ich hatte kein Geld und befand mich in

---

<sup>1</sup> Heute: Donezk, Hauptstadt der Region Donezk. Von 1924 bis 1961 führte die Stadt den Namen Stalino.

einer idiotischen Situation. Ich dachte, komme was wolle, und überließ mich meinem Schicksal.

Fast alle Mitarbeiter des Instituts blieben zurück. Nur diejenigen wurden mitgenommen, deren Evakuierung man für am dringendsten hielt: die Juden, und auch einige angesehene Professoren, denen man vorschlug, sich evakuieren zu lassen. Unser ehemaliger Direktor wurde entlassen, weil er die Evakuierung behinderte. Das Kriegskommissariat bot auch keine Hilfe an<sup>2</sup>. Ich kam am letzten Tag zu ihnen und musste mir anhören: „Warum bist du so spät gekommen?“ Sie stellten mir eine Bescheinigung aus, doch konnte ich kein Fuhrwerk mehr finden. Ich kam nach Hause und begann so zu weinen, als ob ich mich von meinem Leben verabschieden würde.

Ich schaute gerade aus dem Fenster, als die Deutschen erschienen. Es war der 20. Oktober. Mein Schwiegervater fragte meine Schwiegermutter, warum ich so schrie und weinte. Meine Schwiegermutter war auch in Tränen, weil ihre Tochter noch nicht vom Ausheben der Schützengräben zurück gekehrt war. So blieben wir alle in der Stadt. Die Schwester meines Mannes kam nach Hause, als unsere Verbände die Stadt verließen. Als die Brücke in die Luft gesprengt wurde, bröckelte der Deckenputz ab und fiel auf den Kopf meines Schwiegervaters. Er erschrak sich furchtbar. Einen Monat nach der Ankunft der Deutschen ist er gestorben. Ich konnte nicht glauben, dass die Deutschen in der Stadt waren.

Nach der Ankunft der Deutschen begann ich an einer Schule zu arbeiten. Ich arbeitete dort bis Februar, dann wurden die höheren Klassen geschlossen und ich hatte keine Arbeit mehr. Seitdem fuhr ich immer wieder in die Dörfer, um Dinge gegen Lebensmittel zu tauschen. Ich kann nicht mehr weiter erzählen (sie weint). Für die Arbeit erhielt ich praktisch gar nichts. In der ersten Zeit haben sie uns gar kein Brot gegeben, auch für die Angehörigen gab es nichts. Wir mussten unsere Kleidung gegen Milch und Brot eintauschen. Dann habe ich im Winter den Schlitten genommen und bin in die Dörfer gegangen. Wie ein Pferd zog ich den Schlitten, ruinierte meine Gesundheit. Ich musste Kohle und alle möglichen anderen Sachen auf meinem Rücken schleppen.

Im Sommer 1943 zog mich die Polizei zum Graben von Schützengräben ein, seit dem Februar warteten sie schon auf die Roten<sup>3</sup>. Und als sie dann nicht kamen, beschlossen die Deutschen, um die ganze Stadt herum Schützengräben auszuheben. Dazu mobilisierten sie alle Bewohner, selbst die Mütter von Kindern. Mein Kind war drei Jahre alt, ich wurde auch mobilisiert. Ich weigerte mich, diese Arbeit zu machen. Ich versuchte, ihnen zu erklären, dass ich niemanden hatte, bei dem ich mein Kind lassen konnte. Meine Schwiegermutter war alt und nicht in der Lage, sich um das Kind zu kümmern. Ich sagte, dass ich keine Verwandten mehr hatte. Sie drohten, mich in ein Lager zu schicken und mein Kind ins Waisenhaus zu bringen.

---

<sup>2</sup> Angehörigen von Berufssoldaten gegenüber (Gaiworonskajas Ehemann war Offiziersschüler) war das Kriegskommissariat zu Hilfeleistungen verpflichtet.

<sup>3</sup> Nach der deutschen Niederlage bei Stalingrad am 2. Februar 1943 rückte die Rote Armee nach Westen vor und näherte sich Stalino bis auf 55 Kilometer. Bis Ende Februar konnten die Deutschen diesen Vorstoß wieder zurückdrängen.

Drei Tage lange arbeitete ich in den Schützengräben, dann ging ich zu einem Freund, mit dem ich früher im Institut gearbeitet hatte, und bat ihn, mir Arbeit zu finden.

Er verschaffte mir eine Stelle in der Fabrik, wo es ein Büro für Physik und Chemie gab. Aber da es in diesem Büro keine Arbeit gab, wurde ich bei der Herstellung von Sprudelwasser eingesetzt. Ich versetzte das Wasser mit Kohlensäure. Sonst habe ich bis zur Rückkehr der Roten nirgendwo gearbeitet. Wenn es kein Kohlendioxid mehr gab, wurde es aus Makeevka<sup>4</sup> hergeholt. Nur die Arbeiter bekamen das Wasser zu trinken.

*Er beschimpfte mich, holte seine Pistole hervor und wollte schießen*

Vom ersten Tag an, als die Deutschen zu uns kamen, durchwühlten sie alle Ecken um zu sehen, was wir hatten. Meine Schwiegermutter hatte zum Beispiel eine Flasche Sonnenblumenöl. Sie wurde ihr weggenommen. In erster Linie stürzten sie sich auf die Juden. Sobald sie ein Haus oder eine Wohnung betraten, schauten sie herum, ob dort Ikonen hingen und fragten, „Jude?“ Im Stadtzentrum verhielten sich die Deutschen nicht ganz so unverschämt, weil die Kommandeure ihnen das Plündern nicht gestattete. Obwohl wir nicht weit vom Zentrum wohnten, brachen eine Nacht zwei deutsche Soldaten in unsere Wohnung ein. Sie wollten, unsere Pässe sehen. Ich sagte: „Können Sie sich bitte ausweisen? Es ist doch Sperrstunde.“ Er beschimpfte mich, holte seine Pistole hervor und wollte schießen. Meine Schwiegermutter schrie mich an: „Was machst du da, Maria? Warum redest du mit ihnen?“

Er notierte meinen Namen und kündigte an, dass ich zur Kommandantur geholt werde, aber ich wurde nicht geholt. Sie sagten, dass sie die Wohnung durchsuchen mussten, aber in Wirklichkeit stahlen sie den Leuten einfach ihre Sachen. In der letzten Zeit gab es viele Deserteure, die sich in Wohnungen verstecken wollten. Daher durften sie ohne Durchsuchungsbefehl keine Wohnung mehr betreten.

*Gefangene sahen erbärmlich aus, konnten kaum laufen*

Ich war Augenzeugin der Misshandlung von Gefangenen. Ich arbeitete in einer Schule unweit der Stadt, in einem kleinen Dorf namens Avdotino<sup>5</sup>. Als ich einmal in das Dorf ging, sah ich viele Gefangene, die aus dem Bose-Werk<sup>6</sup> getrieben wurden. Sie sahen erbärmlich aus, konnten kaum laufen. Viele von ihnen waren nicht mehr in der Lage zu gehen; sie wurden dann Fuhrwerke gesetzt. Einige Russen versuchten, ihnen Essen zuzuwerfen. Die Gefangenen warfen sich auf die Brotstückchen und wurden [von den Deutschen] geschlagen. Als ich weiter ging, sah ich einen Gefangenen auf dem Feld liegen. Seine Finger waren abgeschlagen waren.

---

<sup>4</sup> Nachbarstadt östlich von Stalino.

<sup>5</sup> Etwa 10 Kilometer südlich von Stalino.

<sup>6</sup> Der Ingenieur und Unternehmer Eduard Bosse (1854-1927) spielte eine maßgebliche Rolle in der industriellen Erschließung des Donbass. Die nach ihm benannte Maschinenfabrik befand sich in einem Außenbezirk von Stalino.

Es war ein so schrecklicher Anblick, dass ich nicht hinsehen konnte. Als ich mich dem Dorf näherte, lag dort noch ein toter Mann. Im Dorf erzählten die Bauern, dass so viele [Gefangene] außerhalb des Dorfes geschlagen wurden. Einer war so erschöpft, dass er nicht mehr gehen konnte. Aus eigener Verantwortung luden die *Bauern* ihn auf einen Karren, weil sie ihm helfen wollten, aber zehn Minuten später war er schon tot, bevor er sagen konnte, wer er war und woher er kam. Die Gefangenen wurden in Wellen durch das Dorf getrieben.

Ständig kam es zu Unterbrechungen im Unterricht, weil jedes Kind in der Schule einen Vater oder Bruder hatte, der in der [Roten] Armee diente. Einmal hat der Schulleiter es ihnen verboten, hinauszugehen und die Gefangenen anzusehen. Da fingen die Kinder so zu weinen an, dass wir den Unterricht abbrechen musste. Alle weinten, ich saß auch da und weinte.

Es gab ein Kriegsgefangenenlager im Lenin-Klub<sup>7</sup>. Hunderte von frierenden und hungrigen [Soldaten] wurden jeden Tag aus dem Lager gebracht. Einem der Kriegsgefangenen gelang es zu fliehen. Er erzählte, wie sie ihn misshandelten. Zu essen bekam er pro Tag hundert Gramm ungekochte Hirse, sonst nichts.

### *Deutschen versuchten, das letzte Ei im Haus zu finden*

Als die Deutschen kamen, eröffneten sie sofort ein Arbeitsamt und schickten alle zur Arbeit. Junge Leute wurden nach Deutschland geschickt, zunächst auf sozusagen freiwilliger Basis. Das Leben in Deutschland wurde in solchen Farben geschildert, als ob das Leben dort leicht und gut sei. Einige glaubten diesen Versprechungen so sehr, dass sie freiwillig nach Deutschland fuhren, aber als sie dort erfuhren, wie das Leben in Wirklichkeit war, wurden sie zwangsweise dorthin verfrachtet wollten. Vor allem die Jahrgänge 1924 und 1925 wurden genommen.

Nach ihrer Ankunft fingen die Deutschen an, ihre eigene Ordnung zu errichten. Sie organisierten eine Bezirksverwaltung und nahmen den Menschen Pferde, Kühe und Hühner weg. Sobald ein Huhn auf die Straße hinauslief, wurde es gefangen und gebraten. Sie versuchten, das letzte Ei im Haus zu finden.

Sehr bald waren die Juden an der Reihe. Erst mussten sie sich registrieren lassen, und dann wurden sie zu einem Schacht weggebracht. Der Schacht war hier in der Nähe, es war der Kalinowskaja-Schacht<sup>8</sup>. Sie wurden mit Lastern dorthin gebracht. Man durfte natürlich kein einziges Wort dagegen sagen.

So habe ich fast nicht gearbeitet. Die Schule war geschlossen. Ich hatte all meine Habseligkeiten gegen Essen eingetauscht und fühlte mich schrecklich. Im Februar rechneten wir täglich mit der Ankunft unserer Soldaten. Die Menschen

---

<sup>7</sup> Lenin-Klub: ein 1929 errichteter dreistöckiger Gebäudekomplex im konstruktivistischen Stil, der von einem Park umringt war. Während des Kriegs diente der Klub als Konzentrationslager und wurde von den Deutschen bei ihrem Abzug zerstört. Die im Lager Umgekommenen wurden im Park begraben, wo nach dem Krieg ein Denkmal "Für die Opfer des Faschismus" errichtet wurde.

<sup>8</sup> 3000 Juden aus Stalino wurden am 30. April und 1. Mai 1942 in diesem Schacht getötet, siehe *The USHMM Encyclopedia of Camps and Ghettos*.

waren so ausgehungert und hatten vom faschistischen Regime so viel Leid erfahren, dass einfach alle die Unseren nicht erwarten konnten. Als die Deutschen im Radio berichteten, dass der russische Vormarsch abgewehrt worden sei, war eine solche Stimmung, dass man sich am liebsten ins Grab gelegt hätte. Wir hatten die Hoffnung verloren und waren sehr niedergeschlagen.

In den [sowjetischen] Zeitungen [nach der Befreiung] ist nicht alles beschrieben, was in Wirklichkeit geschehen ist. Es gab in Wirklichkeit mehr Gräueltaten als was die Zeitungen berichten. Die Deutschen haben uns im wortwörtlichen Sinn nichts gegeben. Ich bekam 200 Gramm Brot erhalten, für mein Kind erhielt ich nichts. Später gaben sie 300 Gramm Brot, aber was war das schon für ein Brot? Nur diejenigen, die sich mit den Deutschen angefreundet hatten waren, lebten vielleicht besser.

Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal in die Hände der Deutschen geraten würde. Mein Bruder schrieb mir: „Was machst Du Dir für Sorgen! Die Deutschen werden niemals den Donbass erreichen“. Jetzt bin ich befreit, aber mein Mann, meine beiden Brüder und die beiden Brüder meines Mannes sind an der Front gefallen.

### *Auf die Russen haben die Deutschen geschaut wie auf Schweine*

Die Deutschen haben die Angehörigen von Rotarmisten nicht verfolgt. Sie registrierten sogar die Frauen von Rotarmisten und gaben ihnen jeweils 100 Gramm Brot. Es gab sogar eine spezielle Kantine für sie, auch wenn das Essen dort schrecklich war. Das war eine Propagandaaktion der Deutschen.

Als die Rote Armee Grischino<sup>9</sup> nahm, zog sich die Hilfspolizei der Deutschen von dort zurück. Ich verließ das Dorf, eine Frau half mir dabei. Wir trafen auf die Polizisten und baten sie, uns zu helfen, unsere Sachen über die Brücke zu schleppen. Während wir gingen, verfluchten wir die Deutschen. Die Polizisten sagten: „Warum seid ihr so unzufrieden? Hitler gibt euch wenigstens etwas zum Essen, aber was machen sie jetzt dort [in der Sowjetunion] mit unseren Frauen!?“

Auf die Russen haben [die Deutschen] geschaut wie auf Schweine, sie haben uns nicht als Menschen betrachtet. Meine Freundin war in Grischino. Als sich die Dinge gegen sie kehrten, haben sie dort die Mädchen vergewaltigt. Sie wohnten im Haus einer Frau, die zwei junge Töchter hatte. Die Mädchen rannten weg. Sie banden der Mutter das Kleid über den Kopf, zerrissen ihre Sachen und verprügelten sie, weil sie ihre Töchter versteckt hatte.

Ein Deutscher kam einmal zu uns, wir konnten ihn nicht vertreiben. Er wollte mit mir schlafen. Ich musste zu einem Offizier gehen und ihn bitten, mir zu helfen ihn rauszuwerfen.

Ich bin parteilos.

Iwanow schrieb: „Ihr wartet darauf, dass die Roten Euch Brötchen und Butter bringen“. Nein, darauf hat niemand gewartet. Wir haben auf unser Volk gewartet.

---

<sup>9</sup> Grischino (heute Pokrovs'k) war etwa 55 Kilometer nordwestlich von Stalino gelegen. Die Rote Armee nahm Grischino in der ersten Februarhälfte 1943.

Alle haben verstanden, dass wir in einem Krieg stehen, alle warteten auf die Befreiung und nicht auf irgendwelche Brötchen. Aber wir wussten auch, dass die Unseren uns mehr Brot geben würden als es die Deutschen taten.